

Ein freier Ort

In Herat gelten die Grundrechte auch für Frauen. Aber es gibt viele Flüchtlinge, und die Taliban lauern vor den Toren der afghanischen Stadt.



Maria Bashir, die Generalstaatsanwältin der Provinz Herat



Studentinnen an der Mehri Herawi Highschool in Herat

Nur ungern erinnert sich Maria Bashir an die dunkle Zeit. „Bildung für Frauen und Mädchen war verboten, wir mussten die Burka tragen, und außerhalb des Hauses durften wir nicht arbeiten.“ Das war vor zwanzig Jahren, als die Taliban ihren Steinzeitslram gerade über Afghanistan gebracht hatten. Bashir hatte da gerade ihr Jurastudium beendet. In der traditionellen afghanischen Gesellschaft war es noch eine Ausnahme, dass eine junge Frau studierte. Um an der Universität zugelassen zu werden, brauchte sie eine Genehmigung des Hochschulministers. Später hängte sie an ihr Studium eine Zusatzausbildung zur Staatsanwältin. 1995 begann sie ihre Arbeit für die Staatsanwaltschaft in Herat, der zweitgrößten Stadt Afghanistans. Dann kamen die dunklen Jahre.

Die Taliban eroberten Herat, und Maria Bashir musste von nun an zu Hause bleiben. Dort richtete sie, unterstützt von ihrem Mann, eine Untergrundschule für Mädchen ein. Als die Taliban 2001 schließlich gestürzt waren, wurde auch nicht gleich alles gut. „Wir mussten kämpfen“, sagt sie. „Und sehen Sie, es hat sich gelohnt!“ Heute trägt sie ein leichtes hellgraues Kopftuch, bewegt sich auf den Straßen Herats relativ frei – und macht sich dennoch Sorgen über die Zukunft ihres Landes. „Wie sollen wir denn ohne internationale Garantien mit denen Frieden schließen, die uns öffentlich ausgepeitscht haben, die uns unserer Rechte beraubt haben, die uns gesteinigt haben?“

Für ihren Einsatz ist Maria Bashir mehrfach ausgezeichnet worden. 2011 erhielt sie den „Internationalen Preis für



Frauen mit Mut“. Sie kämpft aber nicht allein für die Rechte der Frauen. Sie kehrte nach der Vertreibung der Taliban auch in die Justiz von Herat zurück. 2006 wurde sie als erste Frau in Afghanistan Staatsanwältin, dann Generalstaatsanwältin. Sie verschrieb sich dem Kampf gegen die Korruption. Das machte sie zum Ziel mehrerer Attentatsversuche.

Hohe Mauern und scharfe Kontrollen

Herat ist nicht wie die Hauptstadt Kabul, die zu einer Festung ausgebaut ist, mit hohen Betonmauern und abweisendem Stacheldraht, mit Straßenkontrollen und Schleusen, in denen die Autos im Slalom langsam an ihr Ziel gelangen. In Herat sind mehr Fußgänger als in Kabul unterwegs, und die Stadt ist viel grüner. Aber in einem Straßencafé, wie das außerhalb

Afghanistans möglich wäre, kann das Treffen mit Maria Bashir nicht stattfinden. In dem Land am Hindkusch, das seit mehr als vier Jahrzehnten von Kriegen heimgesucht wird, gelten andere Regeln und Sicherheitsvorkehrungen. Das Treffen findet in einem Hotel gegenüber der Universität statt. Eine hohe Mauer schützt den Gebäudekomplex. Jeder, der den Innenhof betreten will, wird kontrolliert, gescreent und abgetastet. Jederzeit könnten die Taliban – oder auch andere Extremisten – wieder zuschlagen.

In Doha und Moskau laufen gerade Gespräche mit den Taliban, die irgendwann einmal zu einem Ende des jahrelangen Kriegs führen sollen. Aber selbst bei einer Friedensvereinbarung besteht die Gefahr, dass die Taliban das Land wieder übernehmen könnten. „Wir wollen aber nicht zurück in die

neunziger Jahre“, sagt Maria Bashir. „Und wir werden dafür kämpfen!“ Sie ist entschlossen. Es werde immer eine nächste Generation geben, es lohne sich, für die zu kämpfen. So wie die heutigen Studenten. Derzeit sind an der Universität von Herat knapp die Hälfte der Studenten Frauen. Auch das ist eine Errungenschaft der vergangenen Jahre. In Herat selbst sind schon 80 Prozent der Erwachsenen des Lesens und Schreibens kundig, mehr als in jedem anderen Teil Afghanistans.

Herat ist, wie alle anderen großen Städte, unter der Kontrolle der Zentralregierung in Kabul. Doch die Taliban sind immer in der Nähe. In Bezirken wie Shindand und Kuschk sollen sich 2500 Taliban-Kämpfer befinden. Es sind keine Fremden, sondern Einheimische, die in ihren Dörfern eine Parallelregierung mit eigener Justiz und Steuerverwaltung eingeführt haben. Wer dort lebt, hat keine Wahl, als sich den radikalen Islamisten zu fügen.

Jüngst gaben die Taliban bekannt, dass sich unter ihren Kämpfern im Westen Afghanistans Ausländer befinden, vor allem Tschetschenen und Usbeken. Diese Gebiete gelten als „No-go-areas“. Lastwagen allerdings dürfen problemlos passieren, wenn sie an den Straßenkontrollen der Taliban, die schon 50 Kilometer vor Herat liegen können, Zölle entrichten. Sie sind niedrig für Güter der internationalen Hilfsorganisationen, und sie sind hoch für Marmor, der in den ländlichen Gebieten abgebaut und nach Herat gebracht wird. Mitarbeiter von Hilfsorganisationen berichten, dass Herat aber auch gefährlich ist, weil die Taliban in der Region in zwei rivalisierende Fraktionen gespalten sind: Eine unterstützt den Friedensprozess, die andere hat Beziehungen zu Pakistan und lehnt ihn ab.

Ismail Khan, der „Löwe von Herat“, kennt die Taliban gut. Der 1946 in Shindand geborene Kriegsherr hatte erst die sowjetischen Besatzer bekämpft, dann die Taliban. Über Jahrzehnte war er der mächtigste Mann im Westen Afghanistans. Er lebt schwer geschützt hinter hohen Mauern und gehört zu jenen Af-

ghanen, die mit den Taliban über Frieden reden. In einem langen weißen Gewand begrüßt er den Gast, durch die Finger der rechten Hand gleiten die Steine des Tesbih, der Gebetskette.

Bei der jüngsten Gesprächsrunde in Moskau war Ismail Khan einer der vier Afghanen, die mit ebenfalls vier Taliban ein Dokument über die Zukunft Afghanistans ausgearbeitet haben. Die Stimmung sei konstruktiv gewesen, sagt der frühere Warlord und einstige Gouverneur von Herat. Er glaubt, dass sich die Taliban tatsächlich ändern. Sie seien bereit, anstelle ihres „Islamischen Emirats“ die aktuelle Staatsform der „Islamischen Republik Afghanistan“ anzuerkennen. Auch sie wollten eine starke Zentralregierung, und sie stimmten einigen Grundrechten für die Frauen zu. So sollen diese arbeiten und eigene Firmen haben dürfen. Ismail Khan rechtfertigt seine Gespräche mit den Taliban so: Es sei an der Zeit, mit dem Kämpfen aufzuhören.

In Friedenszeiten wäre Herat ein Magnet für den Tourismus. Alexander der Große hat hier einst eine gewaltige Zitadelle errichtet. Die Große Moschee gehört zu den schönsten Sakralbauten der islamischen Welt. Eine der mächtigsten Frauen in der Geschichte des Ori-

ents, Gauhar Schad, ist in Herat begraben. Doch die Stadt zieht schon lange keine Touristen mehr an. Stattdessen ist sie das Tor für afghanische Flüchtlinge, die aus Iran abgeschoben werden. Im vergangenen Jahr kamen auf diese Weise eine Dreiviertelmillion Menschen wieder zurück in ihre Heimat. Sie waren einmal alle ohne Visum und illegal nach Iran eingereist. Die iranischen Behörden, die sie zurückschicken, sagen, sie sollten in Afghanistan ein Visum beantragen. Aber im vergangenen Jahr stellte das iranische Generalkonsulat in Herat nur 200 000 Visa aus.

An der Grenze zu Iran läuft es Tag für Tag nach einem Ritual ab. Um 14 Uhr öffnen sich die Tore. In den zwei Stunden danach reisen dann bis zu 2000 Afghanen ein. Seit die Regierung in Teheran unter amerikanischen Sanktionen leidet, steigt die Zahl der Abgeschobenen. Vor den Abschiebungen informiert Iran die afghanischen Behörden nicht, wer wieder über die Grenze kommt. Viele der Flüchtlinge werden in den Wochen davor in

Internierungslagern untergebracht. Die meisten kommen hungrig zurück, einige bringen ein paar wenige Ersparnisse mit. Sie können sich die Busfahrt in ihr Heimatdorf leisten, oder sie lassen sich an den Rändern Herats nieder. Mitarbeiter der Internationalen Organisation für Migration (IOM) kümmern sich um jene, die mittellos sind, und das ist jeder Zehnte. Neuerdings hilft die Unterorganisation der Vereinten Nationen auch mit einem Reintegrationsprogramm, zu dem berufsbildende Kurse gehören, so dass die zurückgekehrten Afghanen wieder Fuß fassen können.

Die abgeschobenen Afghanen sind nur ein Problem, das die Hilfsorga-



Ismail Khan

Landarbeit auf einem der Safran-Felder in der Provinz Herat



nisationen zu lindern versuchen. Denn die Armut und die erbärmlichen Lebensbedingungen auf dem Land treiben auch viele Afghanen nach Herat. Im Großraum um die Stadt, die zu den wohlhabenderen in dem armen Land gehört, hat sich die Bevölkerungszahl in den vergangenen zwei Jahren auf 4 Millionen Menschen verdoppelt. Allein im Juni und Juli 2018 flohen wegen einer historischen Dürre 200 000 Menschen aus der Armutsprowinz Badghis und ließen sich hier nieder.

Das Welternährungsprogramm stuft Badghis in seiner Alarmliste auf einer der obersten Stufen ein. Seit Jahren regnet es in der Provinz kaum noch. Den Bauern geht das Saatgut aus. Sie verkaufen ihre Lehmhäuser und ihre Geräte. Das treibt sie in neue Abhängigkeit und lässt sie schließlich irgendwann in die Stadt fliehen. Wenn es dann doch regnet, bringt der Niederschlag oft nicht die erwünschte Erlösung. Denn immer häufiger fällt er so stark, dass die Wassermassen alles mit sich reißen: Häuser, Straßen, Brücken, die Ernte. Im vergangenen Jahr haben solche starken Regenfälle noch nie gekannte Ausmaße erreicht.

Die Menschen, die auf diese Weise ihre Existenzgrundlage verlieren, sehen ihren letzten Ausweg in Herat, wo viele ein ärmliches Auskommen finden. Die Kleinindustrie schafft Jobs. Der Handel mit Turkmenistan im Norden und im Süden mit dem iranischen Hafen Bandar Abbas läuft über Herat. Geschäftsleute aus anderen Teilen des Landes lassen sich in der relativ ruhigen Stadt nieder, die Bauindustrie boomt.

Mehr Religionsschulen

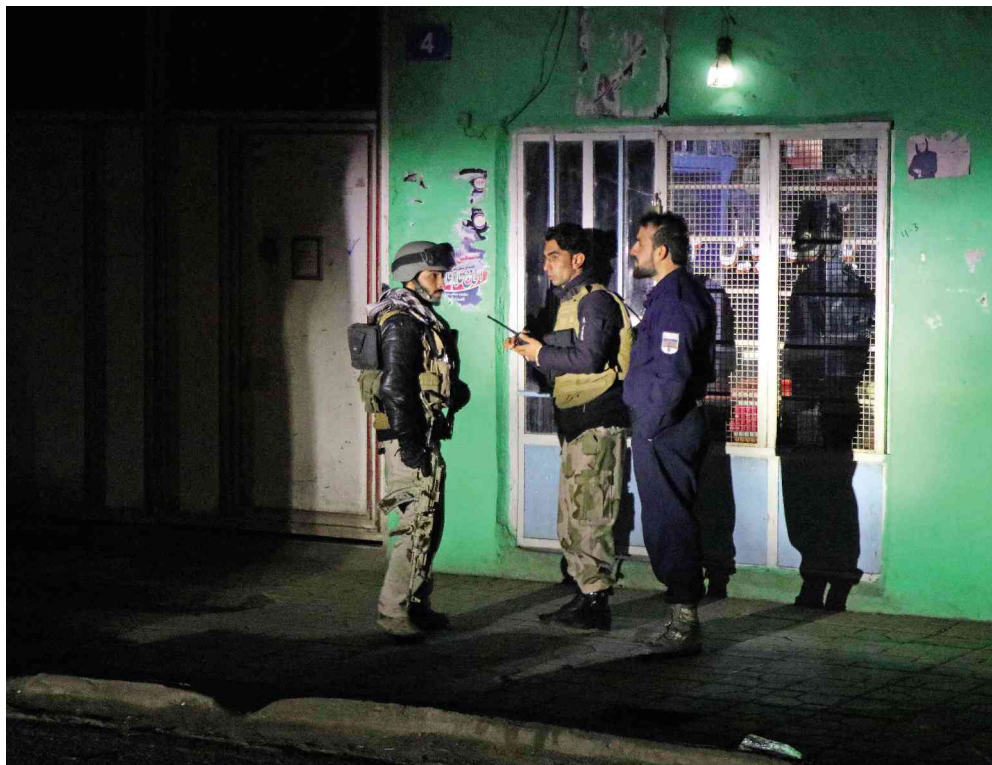
Einen Aufschwung erlebt aber auch der radikale Islam. Als in Afghanistan noch Frieden herrschte, also vor etwas mehr als vierzig Jahren, habe es in Herat gerade einmal fünf Religionsschulen, sogenannte Medresen, gegeben, sagt der Warlord Ismail Khan. Wer religiöse Bildung suchte, sei nach Indien gegangen. Damals habe es in der Stadt weniger als 40 Männer gegeben, die den Koran auswendig konnten. Heute, und das bereitet auch einem frommen Mann wie Ismail Khan Sorgen, besuchten hier 50 000 Schüler mehr als 250 Medresen. Mehr als 20 000 Männer sagen von sich, sie seien ein Hafiz, sie hätten also den Koran auswendig gelernt. Hinzu kommen rund tausend Frauen, die das ebenfalls von sich behaupten.

Ismail Khan führt diese Entwicklung zum einen auf den Kampf zwischen dem sunnitischen Saudi-Arabien und dem schiitischen Iran zurück, der auch in Herat zu einer Radikalisierung des Islams führe. Zum anderen trügen zur Radikalisierung auch die Zustände in Afghanistan bei. Die nichtreligiöse Bildung sei zu schlecht, und wo es keine Gerechtigkeit gebe, radikalisierten sich die Menschen.



Händler auf einem Basar in Herat, der für Waren vor allem aus Iran bekannt ist

Afghanische Sicherheitskräfte kurz nach einem Anschlag im Zentrum von Herat



„Alle diese Medresen produzieren doch nur neue Taliban“, fürchtet die Frauenrechtlerin Maria Bashir. Auch der Sozialwissenschaftler Ali Kawa, Professor an der Universität, beobachtet und erforscht empirisch, dass sich extremistische Ideen wieder ausbreiten. Einen Grund dafür sieht er darin, dass die religiösen Schulen bei den Eltern immer noch einen besseren Ruf haben als die staatlichen. Der Kampf für ein besseres Afghanistan ist noch lange nicht gewonnen.

Rainer Hermann, Herat